

Die Türen aufmachen

Psychiatrische Kliniken haben einen schlechten Ruf, weil harmlose Kranke oft noch eingesperrt werden. In Berlin versucht man es anders. *Von Sebastian Eder*



„Wie das Tor zu einer anderen Welt“: Marcella in der Soteria-Station der St. Hedwig-Klinik in Berlin

Foto Andreas Fein

Es gibt eine Anekdote, die der Direktor der psychiatrischen Universitätsklinik der Charité gerne erzählt: „Eine Patientin kletterte einmal über die zweitoberste Mauer unseres Gartens“, sagt Andreas Heinz. „Dabei hätte sie aus der Tür spazieren können – sie war nicht abgeschlossen.“ Die Geschichte gefällt Heinz, weil sie dafür steht, was für ein Bild viele Menschen immer noch von psychiatrischen Einrichtungen haben. Obwohl sich seitdem viel verändert hat, denken viele immer noch wie vor 30 Jahren: Eine Psychiatrie ist ein Ort, an dem du weggesperrt wirst, wenn du dich nicht bestimmst. Und deswegen haben sie Angst.“ Ihn ärgert, dass auch der aufgeklärte Teil der Gesellschaft oft so denkt. „Dabei arbeiten in vielen Psychiatrien sozial sehr engagierte Menschen, die einfach helfen wollen.“

Andreas Heinz, 56 Jahre alt, ist einer der einflussreichsten Psychiatrie-Direktoren Deutschlands. Er hat Medizin, Philosophie und Anthropologie studiert, ging dann für einige Forschungsjahre nach Amerika und kehrte als führender Wissenschaftler der Sucht- und Schizophrenieforschung zurück. Außerdem hat er zur Psychiatrie im Nationalsozialismus geforscht. 2002 übernahm er die Leitung der Klinik in Berlin-Mitte. „Damals war das eine klassische Psychiatrie mit fest geschlossenen Türen, geprägt von Gewalt“, sagt er. „Nachdem er angekommen war, wurde überlegt, ob man Doppeltüren einbauen sollte, damit Patienten nicht abhauen konnten. Heinz hatte eine andere Idee: „Ich wollte die Türen aufmachen.“

Als Praktikant hatte er in den Achtzigern in einer Klinik angefangen und immer fünf, sechs Patienten an der geschlossenen Tür warteten, um hinauszuströmen, wenn ein Pfleger kam. „Die Patienten waren aber medikamentös so überdosiert, dass sie viel zu langsam waren.“ Er musste nach jedem Essen die Löffel zählen, weil sich angelegelt mal ein Patient entlocken „rausgeschält“ hatte. Heinz dachte zuerst, anders gehe es eben nicht. Aber in einer Klinik in Wattenscheid merkte er: Das stimmt gar nicht. „Dort gab es diese strengen Kontrollen nicht, dafür waren die Patienten viel weniger gefährlich.“

Als Praktikant hatte er in den Achtzigern in einer Klinik angefangen und immer fünf, sechs Patienten an der geschlossenen Tür warteten, um hinauszuströmen, wenn ein Pfleger kam. „Die Patienten waren aber medikamentös so überdosiert, dass sie viel zu langsam waren.“ Er musste nach jedem Essen die Löffel zählen, weil sich angelegelt mal ein Patient entlocken „rausgeschält“ hatte. Heinz dachte zuerst, anders gehe es eben nicht. Aber in einer Klinik in Wattenscheid merkte er: Das stimmt gar nicht. „Dort gab es diese strengen Kontrollen nicht, dafür waren die Patienten viel weniger gefährlich.“

Aber wie ist es, als junger Mensch gegen seinen Willen in eine geschlossene Klinik zu kommen? Marcella (Name geändert) aus Berlin hat diese Erfahrung gemacht. Sie zog im Alter von einundhalb Jahren aus Osteuropa nach Deutschland, vor zehn Jahren kam sie nach Berlin. Marcella nahm nie Drogen, trank nie Alkohol, hatte bis 2012 nie mit einem Psychologen zu tun. Dann ging ihre Beziehung in die Brüche, sie geriet in eine Krise, schlief eine Woche lang nicht, bekam Wahnvorstellungen und brach zusammen. Sie wurde in eine geschlossene Station in Berlin gebracht.

Wie ihr erster Eindruck war? „Ich war total schockiert. Die Türen waren abgeschlossen, ich durfte niemanden anrufen und hatte sowieso schon eine riesige Angst. Dann bin ich hysterisch geworden, sechs Pfleger haben mich überwältigt und auf einem Bett fixiert. Das war eine traumatische Erfahrung.“ Unter dem Einfluss starker Medikamente beruhigte sie sich, diagnostiziert wurde eine schizoaffektive Störung. Obwohl die Psychose schnell abklang, fühlte sie sich von Tag zu Tag schlechter. „Ich war in einem Zimmer mit drei anderen Patienten, es gab keinen Rückzugsort, man konnte nur auf dem Gang auf und ab laufen.“ Einmal schlug ein Mann ihr ohne Vorwarnung ins Gesicht. „Eine andere Patientin hat in mir ihre tote Schwester gesehen.“ Nach zwei Wochen holte ihre Mutter sie gegen ärztlichen Rat aus der Klinik.

Kann sich Heinz also wirklich darüber beschweren, dass die Menschen immer noch ein schlechtes Bild von Psychiatrien haben, wenn sie direkte Geschichten auch unter ihm als Direktor passieren? „Es ist ein schwieriger Prozess. Die Stationen sind immer noch zu groß, und es fehlt häufig an Personal. Wir haben zwei Pfleger für 30 Patienten, von denen 50 Prozent nachts über die Notaufnahme hier kommen und zu Teil auch wegen neuer Partydrogen extrem aggressiv sind.“ Deswegen ist er von der Schweizer Studie nicht restlos überzeugt. „Es geht nicht immer ohne Zwang.“ Eine offene Tür dürfe kein Dogma sein: „Wenn ein Patient krankheitsbedingt nicht versteht, dass er sich und andere lebensgefährlich schädigen könnte, muss er auch gegen seinen Willen behandelt werden können.“

Im Gegensatz zu Kranken, die in akuten Psychosen vor allem mit Ängsten zu kämpfen hätten, seien Menschen, die auf Partydrogen durchdrehten, oft eine Gefahr für andere. „Aber es kann nicht sein, dass sich 30 Leute eingesperrt fühlen, weil eine Person gefährlich ist“, sagt Heinz. „Viele sind hinter geschlossene Türen, obwohl es nicht nötig wäre.“ Und dafür ist Marcella ein gutes Beispiel. Nachdem sie sich selbst entlassen hatte, arbeitete und studierte sie wieder, aber schon Ende 2013 suchte sie die nächste Psychose heim. Wie sich das anfühlt?

„Ich hatte Wahnvorstellungen, Paranoia, Angst um mein Leben, habe jeden Beitrag im Internet auf mich bezogen, mich für ausserwählt gehalten, wurde, seitenlange Nachrichten an meine Freunde geschrieben. Ein Teil von mir konnte mich dabei beobachten, aber ich konnte es nicht aufhalten. Es brach alles zusammen, ich war nichts, nur ein einziger wunder Punkt.“ Nach ihrer Psychose war sie sich sicher, dass sie gestorben und im „After-Life“ angekommen war. Doch sie war wieder nur in der geschlossenen Abteilung gelandet.

Auch diesmal ging die Psychose schnell vorbei. Es dauerte aber auch nicht lange, bis die nächste kam. Nach einem Urlaub im Sommer 2015 kam Marcella ins St. Hedwig-Krankenhaus in Berlin-Mitte, das seit 2002 mit der psychiatrischen Universitätsklinik der Charité kooperiert. Dieses Mal hatte sie Glück. Ein Pfleger erkannte, wie schlecht es ihr dort ging. Und er hatte eine Idee: „Wir haben da noch eine Station für Patientinnen, die sich auf unsere klassische Station nicht so gut einlassen können.“ Sie heißt Soteria.

Das Soteria-Konzept kommt eigentlich aus der Anti-Psychiatrie-Bewegung. Weil der Psychiater Loren Mosher entsetzt von den Zuständen in einer großen Anstalt war, gründete er 1971 in Kalifornien eine Art Wohngemeinschaft. In der Schizophrenie durch ihre Psychose begleitet wurde. Sein Ziel: weniger Zwangsmaßnahmen

men und ein zurückhaltender Umgang mit Medikamenten. In Europa gab es ähnliche Bewegungen. Der italienische Psychiater Franco Basaglia kämpfte sogar erfolgreich für ein Gesetz, mit dem 1978 die Abschaffung aller Anstalten in Italien verfügt wurde. Zwischen 2000 und 2010 kamen in Italien laut Eurostat im Schnitt 9,8 Psychiatriebetten auf 100.000 Einwohner, in Deutschland waren es 120.

Für Heinz sind aber nicht möglichst wenige Behandlungsplätze das Ziel, sondern besonders gute. Umso glücklicher war er, als sich die St. Hedwig-Klinik vor vier Jahren bereit erklärte, eine neue Station nach dem Vorbild des Soteria-Konzepts zu finanzieren. Ein Architekt wurde engagiert, der für die Gestaltung der Station einen wichtigen Architekturpreis gewonnen hat.

Beitritt man die Soteria-Heute, erinnert so gut wie nichts an ein Krankenhaus. An der Tür kommt Martin Voss, Oberarzt der Station, einer der zwölf Patienten entgegen. „Gehe kurz raus“, sagt er. „Alles klar“, sagt Voss und lächelt. „Auf der geschlossenen Station wollte er nicht bleiben und wurde vom Richter auch nicht untergebracht. Aber er hat sich bereit erklärt zu bleiben, wenn er zu uns darf. Hier ist die Tür immer offen.“ Dann geht Voss in das große, hell bewohnte Zimmer, in der Ecke liegen Sitzsäcke. Obst steht auf dem Tisch. Der riesige Tisch wurde extra von Schreiner in dem Zimmer gebaut, weil er zu schwer gewesen wäre, um ihn die Treppe hochzutragen. Voss sagt: „Das ist das wichtigste Möbelstück in der Soteria, hier spielt sich fast alles ab. Sozusagen das Pendant zum OP.“

Eine Frau spielt in der Küche Geschirr ab, es ist unklar, ob sie Patientin oder Pflegerin ist. „Das gehört zum Konzept“, sagt Voss. „Niemand trägt hier Kittel. Die Pfleger zählen in die Gemeinschaftskasse ein. Wir kaufen zusammen ein, essen, kochen, bestreiten das Alltagsleben.“ Die Station richtet sich an junge Psycho-Patienten. Auch wenn sie so gut wie möglich vor Reizen von außen geschützt werden, manche bauen auch die Soteria in ihren Wohnort ein: „Ein Patient hat uns nach Monaten mal erzählt, er dachte er sei wieder in einem Casino für eine Kochshow. Ein anderer saß immer ganz konzentriert am Tisch, weil er dachte, als Fluglotsen in der Verkehr über Berlin zuständig zu sein.“

Wie erlebt man das als Patient, der aus der geschlossenen Station kommt? „Es war wie das Tor zu einer anderen Welt“, sagt Marcella. Die anderen Patienten seien so ruhig und ausgeglichen gewesen. „Klar hat es Krisen gegeben, aber hier habe ich mich nie bedroht fühlen müssen, weil ich krank bin.“

Heute arbeitet Marcella wieder an der Universität, sie macht Musik und spricht sehr reflektiert über ihre Krankheit. Oberarzt Voss sagt: „Wenn man sie heute sieht, kann man sich wirklich nicht vorstellen, wie schlecht es ihr mal ging.“ Grundsätzlich seien Psycho-Patienten nur selten gefährlich. „Im Schnitt werden sie allerdings etwas häufiger gewalttätig als die Allgemeinbevölkerung. Die Unfallschuld sind oft im Zusammenhang mit dem psychotisch bedingten Gefühl von Bedrohung und Verfolgung. „Eine gute Behandlung, die sich nicht oder möglichst wenig bedrohlich anfühlt, ist ungleich wichtig.“

Aus der Stigmatisierung ist ein großes Problem. Während für die Akzeptanz von Depressionserkrankungen viel gemacht worden ist, erscheint das Wort „Psychose“ meistens in Verbindung mit einer Straftat. Dabei erkannte ein bis zwei Prozent aller Menschen im Lauf ihres Lebens an einer Psychose. Und wer sich in einer Psychose strafbar macht und verurteilt wird, landet in einer forensischen Klinik, einem Gefängnis-Krankenhaus. In einer geschlossenen Station einer normalen Klinik sind keine Straftäter. Trotzdem sind auch dort die Türen oft noch abgeschlossen. Und viele, die in Forensikationen kommt es dann nur deswegen“, sagt Voss.

In der Soteria ist das anders: Wenn Marcella merkt, dass es ihr mal nicht so gut geht, geht sie in der Station vorbei: „Hier bin ich gerne.“

Hohe Haftstrafen für Vergewaltigung in Wien

Wien. 2. März. Wegen gemeinschaftlicher Vergewaltigung sind am Donnerstag in Wien acht Flüchtlinge aus dem Irak zu Haftstrafen zwischen neun und 13 Jahren verurteilt worden. Das Gericht sah die Tat als erwiesen an, die Umstände für besonders schwerwiegend an, weshalb der Strafrahmen von bis zu 15 Jahren weitgehend ausgeschöpft wurde. Etwas mildern ließ nur der bisherige unbescholtene Lebenswandel ins Gewicht sowie bei zwei Angeklagten, dass sie zur Wahrheitsfindung beigetragen hatten.

Einer der insgesamt neun Angeklagten wurde freigesprochen. Die Verurteilten kündigten Berufung an, das Urteil ist daher nicht rechtskräftig. „Das Opfer, eine junge Frau aus Deutschland, hatte Silvester 2015 mit einer Freundin in Wien verbracht. Sie lag spät in der Nacht in schwer alkoholisiertem Zustand benommen auf der Straße und wurde laut Aussage des einzigen geständigen Täters von der Gruppe Iraker in deren Unterkenntnis „mitgenommen“. Dort verging sie sich dem Urteil zufolge nacheinander an ihr, einige auch mehrfach. Die nicht geständigen Angeklagten hatten teils Gelegenheit, überhaupt in der Wohnung gewesen zu sein, teils leugneten sie. Geschlechtsverkehr mit der Frau geübt zu haben, teils sagten sie aus, die Frau habe dem Sex zugestimmt.“

Unter anderem durch DNA-Spuren wurden Widersprüche offenbar. Ein Verteidiger wandte im Verfahren ein, die Frau habe womöglich unbewusst im alkoholisierten Zustand „Signale ausgesendet“. Dieses Argument wurde von der Anklage im Plädoyer am Donnerstag scharf kritisiert: „Freude das anerkannt, käme dies einem ‚Friedbrief‘ gleich. Das Opfer sei schwer traumatisiert worden. Es sei in wehroslendem Zustand aufgefangen worden, in einer fremden Wohnung dann halbwegs zu sich gekommen und habe eine zweistündige Qual über sich ergehen lassen müssen. Nur ein Angeklagter habe „einen Funken Reue“ gezeigt, die anderen hätten die Frau mit ihren Aussagen noch verhört.“

Mindestens acht Tote bei Grubenunglück

KIEW. 2. März (dpa). Bei einer Gasexplosion in einer Kohlegrube im Westen der Ukraine sind mindestens acht Bergleute ums Leben gekommen. Zwanzig weitere Arbeiter seien bei einer Bergungskampagne getötet worden, sagte der Vizebürgermeister der Kleinstadt Tschernobivka Dmitri Balko, am Donnerstag. Zwölf Verletzte seien in Krankenhäusern gebracht worden. Auch der Katastrophenschutz in Kiew bestätigte die Rettung der Bergleute. Das Unglück ereignete sich im staatlichen Bergwerk Stepa in Gebiet Lemberg, etwa zehn Kilometer von der polnischen Grenze entfernt, wie der Zivilschutz in Kiew mitteilte. Zum Unfallzeitpunkt befanden sich rund 170 Arbeiter unter Tage.

Kurze Meldungen

Eine junge Mutter, die ihr neugeborenes Kind drei Tage lang in einer Koffer neben das Skelett ihres ersten Kindes geschleppt hat, ist am Donnerstag im Strafverfahren für einen Mord im vergangenen Jahr Haft wegen versuchten Totschlags verurteilt worden. Das Landgericht Hannover ging damit über die Forderung der Staatsanwaltschaft nach fünf Jahren Haft hinaus. Der 19 Jahre alte Bruder der Angeklagten hatte das winnende Kind in der Kindertagesstätte der Schwester in seiner Wohnung entdeckt. Er will von Schwangerschaft und Geburt nichts mitbekommen haben. Das Kind lebt mittlerweile bei einer Pflegefamilie. (b.n.)

Zwei Asylbewerber aus Nordafrika sind von dem Verdacht freigesprochen worden, im Juni 2016 einen verheerenden Brand in einer Großunterkunft für Flüchtlinge gelegt zu haben. Die Kammer des Landgerichts Düsseldorf hatte „im Zweifel für die Angeklagten“ entschieden, sagte die Vorsitzende Richterin. Denn die Verdachtsmomente gegen die beiden Angeklagten aus Marokko und Algerien hätten sich deutlich abgeschwächt. Auch die Staatsanwaltschaft hatte Freispruch beantragt, weil Zeugen im Prozess anders ausgesagt als bei der Presse. (r.b.)

Zwei Lidl-Erpresser sind zu jeweils zehn Jahren Haft verurteilt worden. Der 48 Jahre alte Mann und seine 54 Jahre alte Lebensgefährtin hatten gestanden, zwischen 2012 und 2016 drei Sprengsätze an Filialen des Discounters im Ruhrgebiet gezündet zu haben. Dabei war eine Lidl-Mitarbeiterin leicht verletzt worden. Die beiden hatten dem räumlichen Million Euro überweisen. Abgehoben hatte das Paar aus Furcht vor Entdeckung aber nur 1800 Euro. Das Landgericht Bochum kam am Donnerstag zu dem Schluss, dass die Erpresser den Tod von Kunden oder Angestellten in Kauf hatte. Manfred Gross, wagt angesichts der Ergebnisse davor, das Thema nicht ernst zu nehmen. „Das kann zum Problem werden, denn je früher ein Hörverlust festgestellt wird, desto besser sind die Chancen, weitere Schäden zu vermeiden.“

„Klima der Straffreiheit“

Straßburg verurteilt Italien im Fall häuslicher Gewalt

Frankfurt, 2. März. Der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte hat den italienischen Behörden vorgeworfen, nicht genug zum Schutz einer misshandelten Frau und ihrer Kinder vor dem gewalttätigen Mann getan zu haben. Damit seien sie auch mitverantwortlich für die Ermordung des Sohnes und den Mordversuch an der Frau. Obwohl die Frau sich wegen der Übergriffe des Mannes an die italienische Polizei gewandt hatte, sind die Behörden nach Auffassung der Straßburger Richter ihrer Schutzpflicht nicht nachgekommen. Leben und physische Unversehrtheit von Mutter und Sohn zu schützen. Die Frau hatte sich erstmals im Juni 2012 bei der Polizei über ihren Mann beschwert, der sie und ihre Tochter geschlagen hatte. Im August griff er sie nochmals mit einem Messer an und zwang sie zum Geschlechtsverkehr mit seinen Freunden. Die Frau hat die Polizei um Hilfe, doch es wurde gegen den Angreifer lediglich wegen illegalen Tragens einer Waffe ein Bußgeld verhängt. Der Frau hatten die Polizisten geraten, nach Hause zu gehen.

Im September 2012 zeigte sie ihren Mann wegen Körperverletzung, Misshandlung und Bedrohung an und bat die Behörden dringend, sie und ihre Kinder zu schützen. Erst im April 2013 wurde sie von der Polizei dazu befragt. Einige Monate später wurden die Vorwürfe der Misshandlung und Bedrohung fallengelassen, der Täter wurde im Oktober 2015 zur Zahlung von 2000 Euro wegen Körperverletzung verurteilt. Im November 2013 griff der Mann seine Frau mit einem Küchenmesser an. Der Sohn, der seine Mutter schützen wollte, wurde erstochen. Die Frau erlitt schwere Stichverletzungen in der Brust. Im Januar 2015 wurde der Mann zu lebenslanger Haft verurteilt.

Die Straßburger Richter sind der Auffassung, durch die mangelnde Reaktion der Behörden auf die Anzeige der Frau sei ein Klima der „Straffreiheit“ geschaffen worden, das weitere Misshandlungen durch den Mann begünstigt habe. Italien muss der Frau nun 30.000 Euro wegen des erlittenen immateriellen Schadens zahlen sowie 10.000 Euro für entstandene Kosten.

Berliner hören schlecht

Eine Studie hat den Hörverlust in 50 Großstädten der Welt digital vermessen

Frankfurt, 2. März. Der Stadtmensch ist einer höheren Lärmbelastung ausgesetzt als der Landbewohner. Das ist keine neue Erkenntnis, doch lässt sich das Höralter, das nicht dem tatsächlichen Alter des Menschen, sondern dem Alter seiner Hörleistung entspricht, recht einfach feststellen. So beträgt beispielsweise der durchschnittliche Hörverlust eines Berliners plus 12,87 Jahre – sein Höralter entspricht also einem gesunden Menschen, der 12,87 Jahre älter ist.

Die Daten stammen von einer Smartphone-App (entwickelt von Mimi Hearing Technologies), die Hörtests anbietet und mit Erhebungen der Weltgesundheitsorganisation (WHO) und mit Daten der norwegischen Forschungsorganisation Sintef verglichen, um herauszufinden, „wie weit die städtische Lärmbelastung und das abnehmende Hörvermögen zusammenhängen.“

Die repräsentative Studie wurde anlässlich des „World Hearing Day“ an diesem Freitag vorgestellt. Mit dem „Welttag des Hörens“ will die WHO nationale Regierun-

Hörverlust in großen Städten

Stadt	Hörverlust in großen Städten		
	Männer	Frauen	gesamt
1 Wien	+10,53	+10,65	+10,59
2 Zürich	+10,43	+10,82	+10,63
3 Hamburg	+11,46	+11,46	+11,46
4 Portland	+11,93	+11,70	+11,81
5 Stockholm	+11,65	+12,08	+11,86
6 Oslo	+11,86	+12,02	+11,94
7 Hannover	+12,08	+11,89	+11,98
8 Köln	+10,96	+13,07	+12,01
9 München	+11,81	+12,24	+12,02
10 New York	+12,95	+11,67	+12,31
11 Stuttgart	+12,43	+12,49	+12,46
12 Düsseldorf	+12,57	+12,56	+12,56
16 Frankfurt	+12,08	+13,47	+12,78
17 Berlin	+11,95	+13,80	+12,87
49 Bombay	+18,40	+18,77	+18,58
50 Delhi	+19,15	+19,53	+19,34

Quelle: Mimi Hearing Technologies/WHO/Sintef